

Roman Ehrlich

DAS KALTE JAHR

(Auszug)

Nach einigen Wochen im Ort meiner Herkunft, im Haus meiner Eltern, mit Richard in den Räumen meiner Kindheit, habe ich gelernt, eine Reihe von Fragen nicht mehr zu stellen, weil sie Richard zu sehr aufregen. Weil er danach oft ganz unruhig im Haus umherläuft oder auf lange Zeit rausgeht in den Schnee und mir unter Drohungen verbietet, ihm zu folgen.

Zu diesen Fragen gehören:

Wann bist du hierhergekommen und von wo?

Wo ist deine Familie?

Was ist mit meinen Eltern passiert?

Musst du nicht irgendwann in die Schule gehen?

Was hast du gemacht, als du allein warst?

Dazu kommt die Frage nach den Werkstücken, die er anscheinend immer dann bearbeitet, wenn ich aus dem Haus bin, und die mich immer drängender interessieren, je länger sie von Richard vor mir versteckt werden.

Er bewahrt sie, soviel habe ich mir zusammengepuzzelt aus kurz in sein Zimmer geworfenen Blicken und zu spät von ihm abgebrochenen Handgriffen, in Einzelteile zerlegt und in Pappschachteln verstaut unter dem Bett und unter den Regalböden in meinem alten Kinderzimmer auf.

Die Zeiten, die ich ohne Richard im Haus meiner Eltern verbringe, sind höchst selten, und nie kann ich sicher sagen, wie lange er wegbleibt. Ich würde außerdem niemals in seiner Abwesenheit anfassen und durchsuchen, was ihm gehört, weil ich weiß, dass sein Vertrauen in mich dann für immer verloren wäre.

*Was ihm gehört* ist dabei eine Art fließende Kategorie geworden. Manchmal stehe ich in diesen Tagen in der geöffneten Tür zu meinem Zimmer und schaue auf die Möbel und auf die Bilder an den Wänden,

und obwohl ich weiß, dass ich alles einmal selbst auf diese Weise arrangiert habe, passt es ja mittlerweile viel besser zu Richard als zu mir. Es ist seins geworden, weil er jetzt das Kind ist und weil er hier den für das Kind vorgesehenen Raum bewohnt. Die Jahrbücher aus meiner Schulzeit, Tagebuchhefte oder Fotoalben, die überall in Schubläden und zwischen Büchern aufbewahrt sind, gehören zu diesem Lebensraum dazu, auch wenn sie Teile meiner eigenen Vergangenheit sind. Ich würde, wenn ich plötzlich anfinge, mich dafür zu interessieren, wahrscheinlich bei Richard um Erlaubnis fragen, sie herunter ins Wohnzimmer holen zu dürfen.

Es klingt seltsam, aber so hat sich das mit den Dingen im Haus meiner Eltern entwickelt, mit denen, die mir gehört haben, mit ihren, mit dem, was wir hinzugebracht haben, seit ich wieder da bin. Es handelt sich bei alledem nicht mehr um Besitz im eigentlichen Sinn, und es wird von mir auch nur noch dahingehend überprüft, ob es für uns und dabei vor allem für Richard von Nutzen ist.

Umso aufmerksamer werde ich, als Richard mich an einem dieser Tage fragt, ob ich dabei helfen kann, etwas Material und Werkzeug zu besorgen, das er für seine Arbeit benötigt. Es fehlt ihm, wie er sagt, an einigen Zentimetern Stahlrohr, einer Eisensäge und einem Mörser. Wir besorgen diese Dinge in den Einzelhandelsgeschäften des Ortes, deren Betreiber dem Wetter trotzen, wacker morgens ihre Türen aufschließen und die Flächen vor ihren Läden begehbar halten durch Schaufeln und Streuen. An manchem Morgen habe ich schon gesehen, wie sie mit den Scheibenkratzern aus ihren Autos die Schaufenster bearbeitet haben, um wenigstens im Radius ihrer eigenen Körpergröße die Auslage freizuhalten vom Frost und den Blumen aus Eis.

Nachts fallen die Temperaturen immer weiter in immer unerträglichere Tiefen, kaum einer geht dann noch vor die Tür, und es wird so still im Ort wie auf einem Friedhof.

Wir kaufen die von Richard benötigten Dinge, das heißt, ich kaufe die Dinge, in den Läden an der Promenade und der Hauptstraße, Richard wartet eigentlich immer vor den Geschäften auf dem Gehsteig, weil er sich nicht mit den Bewohnern des Ortes und ihrer Neugier, an die sie sich immer dann erinnern, wenn sie einem Kind begegnen, mit ihren Fragen und verstellten Stimmen, mit ihren hornigen Handflächen, auseinandersetzen möchte.

Er trägt eine dicke Jacke und eine marineblaue Mütze mit hochstehendem Bommel, an der ich ihn gleich erkenne, wenn ich aus den frei gekratzten und doch ständig nachbeschlagenden Schaufensterscheiben nach draußen auf die Straße schaue.

Diese Mütze hat ziemlich genau die Farbe des Meeres, wie es hier eigentlich aussieht an einem klaren Tag, wie ich es nicht mehr gesehen habe, seit ich zuletzt aus dem Ort weggegangen bin.

Wahrscheinlich ist sehr viel Zeit vergangen. Es gibt nirgendwo einen verlässlichen Kalender oder eine mit Sicherheit korrekt nach unserer Lage auf dem Planeten gestellte Uhr. Nicht im Haus und nirgendwo im Ort. Es lässt sich nicht mehr zweifelsfrei sagen, wann ich angekommen bin und wie viel Zeit tatsächlich seitdem verstrichen ist. Die Bewohner des Ortes sind, vorsichtig formuliert, keine große Hilfe. Sie haben selbst große Schwierigkeiten, meistens mit sich und den Umständen der anhaltenden Kälte. Sie verabreden sich untereinander für *später, wenn es dunkel ist* oder für *morgen*, und sie sagen meistens *gestern*, wenn sie die Vergangenheit meinen, wobei sie sich dann auf etwas beziehen, was genauso gut auch vor einigen Tagen passiert sein könnte. Die Ereignisse aus einer länger zurückliegenden

Vergangenheit, vor allem solche aus einer Zeit, in der über dem Ort einmal die Sonne stand, Blätter an den Bäumen hingen und Besucher auf den Freisitzmöbeln an der Strandpromenade Fischgerichte verzehrten, scheinen ihnen allen längst verschwommen und unklar geworden zu sein. Keiner, so kommt es mir in diesen Tagen oft vor, traut sich mehr so recht, über diese Zeit zu sprechen. Aus Angst, er könnte sich da etwas zusammenfantasiert haben, wofür ihn die restlichen Ortsbewohner für endgültig verrückt geworden erklären müssten.

Richard geht meistens ein Stück weit vor mir her, wenn wir nach Hause laufen. Vor allem, nachdem wir gemeinsam eingekauft haben, macht ihn die Vorfreude, alles zu Hause ordentlich aufzuräumen oder vielleicht auch später noch hinter geschlossener Tür in seinem Zimmer zu benutzen, ein paar Schritte schneller. Er bleibt auch nicht stehen, wenn ich mir etwas ansehe oder von einem der Bewohner des Ortes angesprochen werde. Wenn ich zu lange brauche, geht er einfach nach Hause und macht ein Feuer im Ofen, läuft mit einem Stock in der Hand ums Haus und schlägt den Schnee von den Ästen der Bäume, soweit er sie erreichen kann, oder er geht ohne Umweg hoch in sein Zimmer und schließt die Tür.

Er läuft ein Stück vor mir her, ich schaue mir den blauen Bommel seiner Mütze an, der bei jedem Schritt mitschaukelt, und überlasse es Richard, den Heimweg auszusuchen. Ob wir am Meer entlanggehen, an der Hauptstraße oder den kleinen Umweg durch ein angrenzendes Wohngebiet. Es ist immer eine weiße Landschaft, mit Häusern oder dem Strand, langsam dahinziehenden Autos, wenigen Menschen auf den Bürgersteigen, der dunkelgrauen Winterjacke und der blauen Mütze.

Mir fällt in dieser Zeit oft auf, wie ich meinen Blick immer auch ein Stück über Richard hinausgehen lasse, bis zur nächsten Kreuzung den Bürgersteig absuche nach möglichen Gefahren, den Verkehr im Auge behalte, Gartentore und Autotüren, die nachlässig zum Gehweg hin geöffnet werden könnten, Eisflächen, Räumwerkzeug, nicht angeleinte Hunde. Eine ganze Zeit lang war es mir immer unerträglich, so viel auf einmal wahrnehmen zu müssen. Ich habe die meiste Zeit in meinem Leben hauptsächlich damit zugebracht, absichtlich wegzuschauen und mich nicht von allem, was ständig um mich herum passierte, was sich meine Aufmerksamkeit erhampeln wollte, ablenken, verwirren und zerstreuen zu lassen.

Jetzt aber kam es auf das Schauen wieder ganz stark an. Und es war ein wachsames Schauen. Ein Bewachen. Es war von uns beiden aus in die Welt gerichtet, erkannte dort die Gefahren, die auf uns einzubrechen drohten, und schied sie klar von den Dingen, die einfach nur so vorhanden sind. Ich habe zu dieser Zeit festgestellt: Wenn man etwas bewacht, wenn man vor etwas oder jemandem Wache hält, dann richtet sich die Aufmerksamkeit erst richtig in die Welt.

Ich trage Sorge für Richard und Verantwortung, und mit dieser Sorge im Rücken dient mein Blick über alles, was uns begegnet, endlich einem Zweck. Ich muss mich von nichts mehr abwenden. Ich sehe mir alles an, ohne eine Erklärung dafür zu suchen. Ohne zu wissen, was es bedeutet.

Wenn wir uns zu Hause in der sicheren Umgebung der Räume meiner Eltern befinden, wenn die Scheiben schon blind sind von der Nacht und sich wieder nur unsere im Schummerlicht sitzenden Körper in den Fenstern spiegeln, dann, dachte ich, schauen wir eben zusammen in die Vergangenheit, und dann bereite ich für Richard diese Vergangenheit auf nach meinem besten Wissen. Auf eine Art, die für

ihn lehrreich sein oder ihn vielleicht vorbereiten könnte, abhärten für die Zukunft. Heute ist mir klar, dass ich damit unrecht hatte.

Als am Abend des 10. April 1815 der Berg Tambora auf der Insel Sumbawa, die zweihundert Jahre lang abwechselnd von holländischen, britischen und japanischen Besatzern kontrolliert worden war, explodierte, stieß er mit einem Mal einhundertvierzig Milliarden Tonnen Gesteinsmasse in die Luft, anderthalb Kilometer Berg, von der Spitze abwärts, sprengten sich aus dem alten Gefüge und regneten auf die umliegende Landschaft herab. Überfaustgroße Brocken schlugen in die Reisfelder und Hütten der Bauern ein, Ascheregen und Schwefelregen folgten, Tsunamiwellen, die Dörfer und Siedlungen rund um den Tambora wurden allesamt vernichtet.

Noch bevor man die kilometerhohe Aschesäule sehen konnte, die aus dem Vulkankrater aufstieg, hörte man überall auf den indonesischen Inseln die Detonationen. Aufgeschreckt und hektisch gingen die Besatzer in Stellung, Schiffe wurden aufs Javameer ausgesandt, man griff zu den Waffen und spähte in den Abend nach feindlichen Truppen.

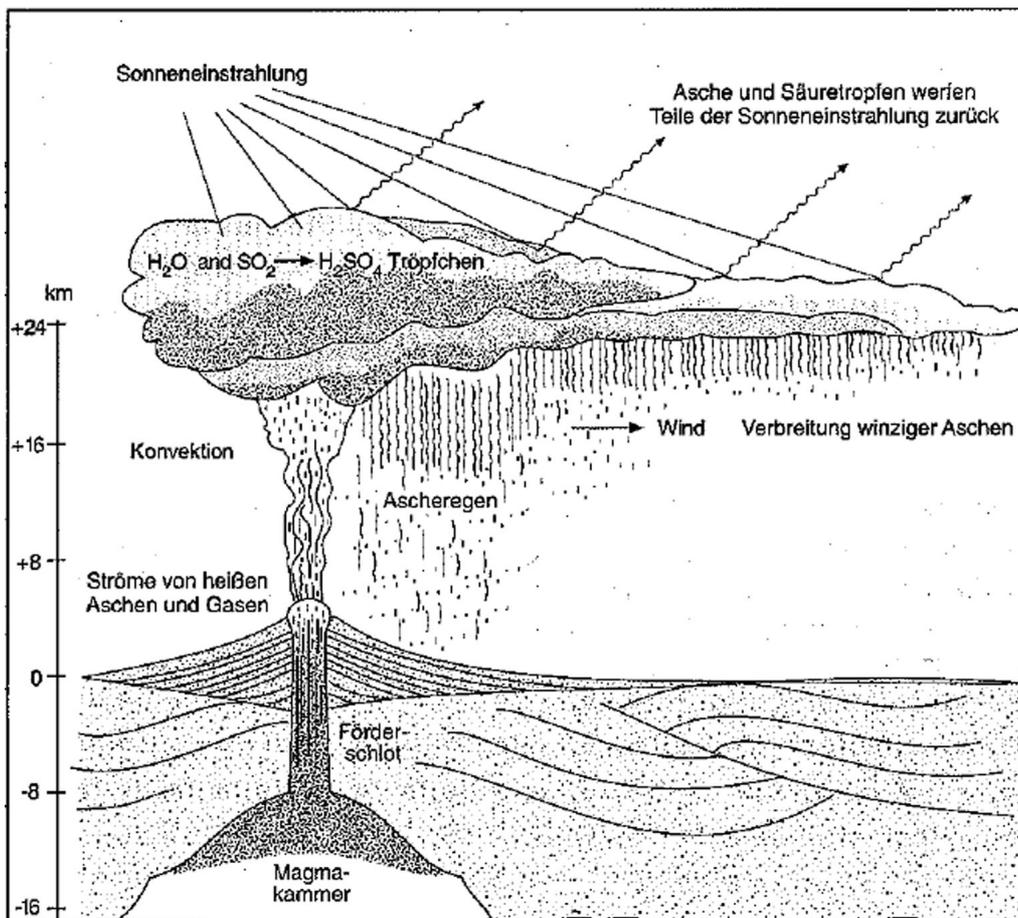
Feuerstürme, rot glühende Gaswolken, Asche und flüssiges Gestein fluteten die Flanken des Tambora hinab ins Meer. Eine schaumige Kruste bildete sich auf der Wasseroberfläche, in sie eingebackene Vegetation, Häuser, Tiere, Menschen, die in dem heißen Rutschen und Fließen umgekommen und mitgerissen worden waren. Großflächige Bruchstücke dieser Schaumkruste trieben hinaus auf die See und dort jahrelang herum. Immer wieder stießen Fischer und Fernreisende auf solches Treibgut.

Infolge des Ausbruchs verfinsterte sich der Himmel. Der Staub, die Asche und die Gase stiegen in die Stratosphäre, gelbliche Dunstschleier, die vom Wind um den ganzen Erdball getragen

wurden. Das einfallende Sonnenlicht wurde von diesem säurehaltigen Dunst zurückgeworfen, wenn es regnete, regnete es Schwefel und Asche, die Böden und das Grundwasser wurden vergiftet, und durch den Mangel an Licht blieb es ein Jahr lang Winter auf der nördlichen Hälfte der Welt.

Den Menschen in Europa und Nordamerika war die Ursache für diese Verdunklung, die Kälte und die ungewohnten Niederschläge lange unklar. Viele zogen aus ihren Häusern aus und hofften auf Besserung anderswo, fuhren vielleicht auf einem Schiff von Europa nach Amerika oder von dort zurück und fanden dann, auf der anderen Seite des Ozeans, auch nur dieselbe Dunkelheit vor, Schneefälle im Sommer, erfrorene Felder, Hunger. Keiner wusste, dass weit entfernt auf dem Planeten etwas aufgerissen war, explodiert, und so starteten sie fragend in den sternlosen Himmel.

Als ich Richard vom Ausbruch des Tambora erzählte und ihn fragte, könnte es nicht sein, dass wieder irgendwo in einem fernen Erdteil eine solche Explosion stattgefunden hat und wir jetzt wieder ahnungslos umhergehen in der Kälte, zuckte er nur mit den Schultern, wollte davon gar nichts wissen. Es kam mir sogar so vor, als würde er richtig wütend, je länger ich versuchte, den Ursachen auf den Grund zu kommen.



Es war kein freiwillig von mir gefasster Entschluss, die Arbeit in dem Elektrofachmarkt an der Strandpromenade wiederaufzunehmen. Ich würde sogar sagen, die Entscheidung hierfür wurde über mich verhängt.

Wir brauchten schon sehr bald Geld, weil ich ja das wenige, was noch auf meinem Konto übrig geblieben war, größtenteils schon auf dem Weg ans Meer ausgegeben und den Rest dann recht schnell in unsere Versorgung investiert hatte.

Ich war durch den Ort gelaufen, auf der Suche nach ausgeschriebenen Stellen, hatte kostenlose Zeitungen im Supermarkt studiert, musste dabei aber feststellen, dass sich die Bewohner mittlerweile ganz auf ihre raunende, vertrauliche Kommunikation beschränkten und nicht mal mehr ihre alten Fahrräder in den kostenlosen Wochenzeitungen annoncierten. Lediglich ein paar Gesuche nach menschlicher Gesellschaft oder überschüssigen Haustieren fand ich, der Rest Fleischreklame und Frauen mit ungewohnt rosig aussehenden Gesichtern, die sich mit einiger Zufriedenheit und vorsichtig abgespreizten Fingern Faltencreme in die Augenwinkel massierten. Die Werbung, vielleicht weil sie so farbig war, wirkte überholt und aus einer anderen Zeit kommend auf mich.

Als ich aber in den Elektrofachmarkt ging, zum ersten Mal, seit ich wieder im Ort war, um eine 9-Volt-Batterie und etwas Schaltdraht, einen Saitenschneider und Isolierklebeband für Richard zu kaufen, als ich eine Weile erst im Verkaufsraum gestanden hatte, vor der großen Glasvitrine, in der scheinbar noch die gleichen Mobiltelefonmodelle lagen wie zur Zeit meiner viele Jahre zurückliegenden Ferienarbeit, dann in den vielen stumpf und schwarz in den Raum zeigenden Fernschirmen meine Spiegelung anschaute, wie ich da stand und wartete, etwas eingesunken und von der Wölbung der

Glasbildröhren wie durch ein Fischauge betrachtet, als der Schnee an meinen Schuhen langsam schmolz und sich eine kleine Pfütze auf dem grauen Teppichfußboden um meine Schuhsohlen bildete und die trockene, staubige Heizungswärme mir wieder stark zu schaffen machte, kam der Ladeneigentümer Letterau aus der Werkstatt hinter dem Verkaufstresen hervor und erkannte mich sofort.

Er erkannte mich nicht nur sofort als mich, sondern, und das war der Augenblick, als ich vielleicht gerne nach meiner Meinung gefragt worden wäre, als seinen Angestellten.

Er sagte: So. Und: Ah, hallo, und ob ich ihm nicht gleich mal helfen könne, einen fertig reparierten Fernseher aus der Werkstatt hinauszutragen, er wolle ihn hinten bei der Kellertreppe zu den abholbereiten Geräten stellen. Dann verschwand er wieder im Durchgang zur Werkstatt, und ich ging ihm nach, verteilte feuchte Fußspuren im ganzen Laden, und zusammen wuchteten wir ein übermäßig großes Fernsehgerät von einem Rollwagen, der zwischen verschiedene Messgeräte und eine Lötstation geschoben war, und trugen es vorsichtig an den vielen Geräten vorbei, die halb aufgeschraubt im Testmodus liefen oder völlig auseinandergebaut auf ein bestelltes Ersatzteil warteten. Meine Schuhe quietschten beim Rückwärtslaufen über das nikotingelbe Linoleum der Werkstatt, ich sah die kleinen Bauteilregale und hart gewordene Lötzinntropfen auf den Arbeitsplatten und den durchgesessenen Polstern der Bürostühle. Der Fernseher in unseren Händen hatte ein Gehäuse aus dunklem Holz und war so breit, dass ich ihn mit beiden Armen nicht hätte umfassen können. Herr Letterau und ich fingen stark zu schnaufen an, mein Mantel spannte über dem Rücken, und ich machte alles falsch, als wir das Gerät schließlich abstellten, sodass mir gleich ein fieser Schmerz die Wirbel entlangfuhr, der auch nicht verging, als ich wieder aufrecht stand.

Am 3. Juli 1844 erreichte den Grundschullehrer und jüdischen Kantor Liebmann Adler die Nachricht, seine Frau sei bei der Geburt ihres ersten Sohnes infolge unerwarteter Komplikationen gestorben. Es ist nicht bekannt, ob die beiden Eltern vor dem plötzlichen Tod der Mutter schon einen Vornamen für das Kind ausgewählt hatten. Wenn es aber einen gab, entschied sich Liebmann Adler dafür, ihn zu verwerfen und durch das deutsch-hebräische Hybridwort *Dankmar* zu ersetzen, das sich, sage ich zu Richard, wohl am besten mit *Dank Bitternis* übersetzen lässt.

Zehn Jahre nach dem Tod der Mutter emigrierten Liebmann und Dankmar Adler aus dem thüringischen Lengsfeld nach Detroit, wo der Vater eine Stelle als Rabbiner und Kantor der Jüdischen Beth-El-Kongregation annahm. Dankmar Adler ging bei verschiedenen Detrouiter Architekten in die Lehre, hörte aufmerksam zu, als man ihm erklärte, dass hoch aufstrebende Gebäude die irdische Manifestation der Hinwendung zu Gott seien, kämpfte daraufhin drei Jahre lang im amerikanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Unionsarmee und zog schließlich mit seinem Vater in den späten sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Chicago – rechtzeitig, um mitanzusehen, wie die Stadt im Oktober 1871 von einem tagelang wütenden Feuer großflächig vernichtet wurde.

Der Großbrand wälzte sich durch die Stadt und vernichtete achtzehntausend Gebäude, hinterließ eine Ruinenlandschaft, die von der damaligen Presse und den Autoren, die Begriffe für das zu finden versuchten, was sie da vor sich sahen, als die Überreste des schlimmsten Holocaust der Geschichte bezeichnet wurde, was ja, sage ich zu Richard, wohl wörtlich gemeint war und zum damaligen Zeitpunkt vielleicht auch zutreffend gewesen sein mag. Ich schaue ihn kurz an und bemerke, wie sich dieser ganze Seitenarm der Geschichte

in einem gelangweilten Blick aus dem Fenster verliert. Sobald ich mit Richard über Begriffe spreche, geht seine Aufmerksamkeit sehr zuverlässig verloren.

Die Straßen der Stadt, fahre ich also fort, waren jedenfalls noch Tage nach dem Brandende unbegebar heiß, und die wenigen, die sich, verummumt, als wäre der tiefste Winter über sie hereingebrochen, in die Ruinen aufmachten, um die in Wandsafes und Stahltruhen aufbewahrten Wertpapiere und Banknoten zu bergen, mussten nicht selten mit ansehen, wie die papierenen Reste ihres Wohlstandes noch in den rettenden Händen in Flammen aufgingen, als sie der flirrend heißen Luft ausgesetzt wurden.

Es ist wahrscheinlich, sage ich zu Richard, den ich mir damit wieder zurückgeholt habe, zumindest schaut er mich jetzt an, dass Adler damals schon wusste, was für alle zu dieser Zeit in Chicago ansässigen Architekten galt:

Dass nun seine Zeit gekommen war. Eine geschichtlich einmalige Gelegenheit. Eine völlig verkohlte Brachlandschaft dort, wo vorher noch die stetig wachsende Stadt gestanden hatte. Eine Leerstelle, von der jeder, der zu Visionen fähig war, wusste, dass sie bald mit der neuen Idee einer Stadt aufgefüllt werden musste.

Beim Anblick des Feuers, und wohl vor allem beim Hören der Vielzahl von Geräuschen, die dieses Feuer verursachte, ist es Adler und den anderen in Momenten der still in die Vision der späteren Großtaten versunkenen Nachdenklichkeit bestimmt schon so vorgekommen, als wäre das laute Krachen, Schnalzen, Prasseln und Schlagen der verzehrenden Flammen, das Zusammensinken der Balken und Mauern bereits ein tosender Applaus für das später von ihnen vollbrachte Gestaltungswunder.



Herr Letterau führt mich in den ersten Stock, wo von einem kurzen Flur drei Türen abgehen. Eine davon ist die Mitarbeitertoilette, die andere der Lagerraum für Putzmittel, und die dritte, die er öffnet, führt in einen schlauchartigen Raum, der nach einigen Metern im rechten Winkel abknickt und an der Fensterfront entlangführt, von der aus man den Strand und das Meer überblicken kann.

Es ist schon dunkel geworden, also sehe ich an diesem frühen Abend nur das gelbliche Glosen der Laternen vor dem Haus, das sich ein Stück weit über den verschneiten Strand erstreckt und dann verliert. Der Rest ist wieder gespiegelter Innenraum im Fensterglas, Regale voller Geräte, hauptsächlich Videorekorder und Radios, aufeinandergeschichtete Computertastaturen, vor den Fenstern ist auf der ganzen Länge eine Arbeitsplatte angebracht, auf der einige Messgeräte stehen, Präzisionswerkzeug, winzige Schraubenzieher und Imbusschlüssel, Pinzetten, Kontaktspray, Kriechöl, ein paar schmutzige Lappen und überall kleine Döschen mit sehr kleinen Schraubchen, die außer Herrn Letterau niemand mehr ihrer Herkunft zuordnen könnte.

Mittig auf dieser Arbeitsplatte befindet sich eine ordentlich freigeräumte Stelle, auf der ein kleiner, würfelförmiger Fernseher steht und oben auf dem Fernseher ein Videorekorder. Vor den Geräten liegen zwei Fernbedienungen, parallel zueinander und zum Einsatz bereit.

Es ist, erklärt mir Letterau, unter diesen Witterungsbedingungen fast unmöglich, ein vernünftiges Fernsehsignal zu empfangen. Die wenigsten Menschen im Ort leisten sich eine so hochwertige Anlage, wie wir sie hier auf dem Dach haben. Es ist auch sehr schwierig, ihnen diese Investition schmackhaft zu machen, weil sie selbst mit den leistungsstärksten Systemen noch kein restlos befriedigendes Resultat erzielen können.

Die Menschen wollen aber, sagt Letterau, wissen, was geschieht, und ich biete seit einiger Zeit diese Dienstleistung an, die zur tragenden Säule meines Unternehmens geworden ist. Und das würde ich jetzt gerne an Sie delegieren, damit mir mehr Zeit bleibt, meinem eigentlichen Handwerk nachzugehen. Ihre Aufgabe hier wird sein, einen Abriss des täglichen Unterhaltungs- und Informationsspektrums anzufertigen. Mit diesem Rekorder, sagt er und legt dabei seine flache Hand auf das Gerät.

Mir ist absolut klar, dass Sie sich nicht alles gleichzeitig anschauen können, aber das erwarte ich auch gar nicht. Sie werden ohnehin sehen, dass es gar nicht so viel ist, was unsere Anlagen aus diesem Granithimmel herauslesen können, und dass es außerdem mit der Vielfalt im Programm nicht sehr weit her ist. Aber ich bitte Sie trotzdem im Hinterkopf zu behalten, dass Ihr Primärziel die Vollständigkeit ist und nicht der Bildungsauftrag oder der Nachweis von Geschmack.

Sie werden hier jetzt jeden Tag, je zwei Stunden am Morgen, mittags und abends, bevor Sie den Laden verlassen, Aufnahmen machen und diese Aufnahmen als Erstes am nächsten Tag in ausreichender Zahl vervielfältigen. Wir können unseren Kunden so zwar nur das Programm von gestern anbieten, aber Ihnen ist ja vielleicht schon aufgefallen, dass hier unter den Leuten eine gewisse Gleichgültigkeit herrscht, was diese Begriffe angeht.

Ja, sage ich, das ist mir schon aufgefallen.

Am Anfang hatte ich noch beide Fernbedienungen in der Hand, mit der einen schaltete ich durch die Programme, und auf der anderen drückte ich die Aufnahmetaste, sobald ich das Gefühl hatte, hier zeigt sich der Fernsehtag auf eine repräsentative Weise. Später dann setzte ich mich einfach an den Arbeitsplatz, startete die Aufnahme und

sprang zwei Stunden lang durch die Programme. Dreimal zwei Stunden jeden Tag, Frühstücks- und Mittagsfernsehen und das Vorabendprogramm.

Zuerst erschien nur ein dicker Balken, der den Bildschirm gleichmäßig von oben nach unten durchwanderte und an seinem oberen Rand von ein paar bunten Strichen ausgefranst war, die mich ein wenig an Flammen erinnerten. Ich schaltete auf den nächsten Programmplatz und sah eine stark verzerrte Person vor einer Wetterkarte. Das Land, das auf die Studiowand projiziert wurde, war an mehreren Stellen durchbrochen und flimmerte, ebenso die Person selbst, ich konnte sie kaum erkennen, aber ich glaubte sehen zu können, dass sie mit den Schultern zuckte.

Das erste Bild, das halbwegs klar vor mir auf dem Bildschirm erschien, war das einer Gruppe Polizisten, die Gasmasken und Kampfmontur trugen und zwischen sich auf dem Straßenboden eine Coladose hin und her traten. Im Hintergrund, das konnte aber auch schon wieder an der Bildqualität liegen, stieg Rauch auf aus einer Häuserzeile.

Ich erzähle Richard von den Aufnahmen, erzähle ihm von einem Landwirt, dem eine sehr große Nase im Gesicht sitzt und der gemeinsam mit einer schmalen, rothaarigen Frau auf einem Traktor übers Feld fährt. Er sieht sehr glücklich aus, sage ich. Danach schaut er aber plötzlich direkt in die Kamera, er ist jetzt allein und im Begriff etwas zu erzählen, macht eine Pause, seine Augen wandern hin und her, sein Kopf bewegt sich dabei nicht. Es sieht so aus, als würde er versuchen, etwas hinter sich zu sehen oder zumindest in der Peripherie, als müsse er sich absichern, dass da keiner steht und ihm zuhört, der nicht hören soll, was er sagt, und dann sagt er: Na ja, wir

haben noch eine Weile da im Restaurant gesessen, und dann hat sie einfach alles ausgesoffen. Sie ist wirklich ein Pferd manchmal.

Ich erzähle Richard auch von einem Motorradfahrer in feuerfarbener Ledermontur, der die Stahlstreben einer großen Sundbrücke entlangfährt, und von einem grauhaarigen Staatsmann, der sich in einem sehr großen Plenarsaal aus edlem Holz unbeobachtet fühlt und ausgiebig im Ohr bohrt. Ich erzähle ihm von einem Cabriolet, das auf einer Serpentinstraße in die Kurve fährt, darin zwei Gesichter, mit aufgerissenen Mündern und Augen, aus Freude, sage ich, und aus Angst, und wie in einem schwarz-weißen Niemandslandsbahnhof eine düstere Gestalt in schwarzem Anzug, aus der Hüfte heraus und über die Gleise, einem dicken Mann in den Rücken schießt, der dann zusammensackt auf den Bohlen des Bahnsteigs, kurz bevor der Zug einrollt.

Als ich zu sprechen aufhöre, habe ich kurz das Gefühl, Richard klatscht gleich in die Hände vor Begeisterung. Er kickt jedenfalls mit den Beinen aus, das habe ich noch nie an ihm gesehen. Und er bleibt an diesem Abend zum ersten Mal, seit ich wieder zurück bin im Haus meiner Eltern, noch lange im Wohnzimmer sitzen, neben mir auf der Couch, vor dem Fenster in den Garten, wo der Schnee das diffuse Schimmern der Straßenlaternen reflektiert. Ein stumpfer Widerschein, kein Glitzern. Die Sonne hatten wir damals, denke ich, seit Monaten nicht mehr gesehen.

